

# Reichsbanner und Hindenburg

Von besonderer Seite wird uns geschrieben:

Es ist in der Zentrumspreffe mit Recht darauf hingewiesen worden, wie gänzlich unverständlich das Verhalten des Reichsbanners bei der Hindenburgfeier gewesen ist. Diese Kritik an dem Reichsbanner war noch sehr milde; man konnte in diesen Tagen von namhaften Zentrumsleuten erheblich schärfere Worte des Unmutes über den ganz törichtesten Beschluß des Reichsbanners hören.

Um es sogleich vorweg zu nehmen: Dieser Beschluß war mehr als eine Torheit; er war in außenpolitischer und innenpolitischer Beziehung ein schwerer Fehler und außerdem eine Ungerechtigkeit gegenüber der Person des Reichspräsidenten von Hindenburg.

Um mit dem letzteren zu beginnen, so war die offizielle, der Öffentlichkeit mitgeteilte Begründung für die Ablehnung des Reichsbanners, sich an der Spalierbildung für den Reichspräsidenten zu beteiligen — weil nämlich nach dem eigenen Wunsch des Reichspräsidenten sämtliche Ehrungen zu vermeiden seien — höchst schwächlich; denn dem Reichsbanner war bekannt, daß seit Wochen Verhandlungen über eine Spalierbildung stattgefunden hatten, und daß der Reichspräsident ausnahmsweise mit dieser Ehrung einverstanden war. Auch der Glückwunsch, den das Reichsbanner dem Reichspräsidenten übermitteltete, hat bei vielen, dem Reichsbanner angehörigen Zentrumsleuten, Kopfschütteln erweckt, und zwar wegen seiner förmlichen offiziellen Form; weniger konnte eigentlich kaum gesagt werden.

Über die wahren Gründe, die zu dem Reichsbannerbeschluß führten, und die der Öffentlichkeit nicht bekanntgegeben wurden, kann man nur Vermutungen äußern. Die einen sagen, die ablehnende Mehrheit habe gefürchtet, bei der Zuweisung der Plätze nicht gebührend berücksichtigt zu werden. Daraus hätte man es annehmen lassen sollen, und dann der Öffentlichkeit von einem solchen Beschlusse des Organisationskomitees Mitteilung machen können! Dann hätte man den Gegner damit bestimmt ins Unrecht gesetzt. Oder man hätte von einem solchen Vorhaben den republikanischen Ministern der Reichsregierung Kunde geben können; und es hätte sich sicher einer von diesen Herren heranlassen gesehen, zu dem Reichspräsidenten zu gehen, der dann bestimmt in seiner vornehmen Art den Streit zur Zufriedenheit beider geschlichtet hätte. Andere meinen, der Beschluß beruhe letzten Endes darauf, daß die Mehrheit des Vorstandes im Grunde der Ansicht gewesen sei, das Reichsbanner könne als republikanische Einrichtung eigentlich kaum einem Reichspräsidenten seine Ehrerbietung erweisen, der mit deutschnationaler Mehrheit gewählt, und im Grunde seines Herzens legitimistisch-monarchistisch sei. Das aber wäre noch ein größerer Irrtum, denn jeder gerecht denkende Demokrat wird anerkennen müssen (wie das auch j. B. der präbierende Bürgermeister der freien Stadt Hamburg, Dr. Petersen, in seiner ausgezeichneten Hindenburgrede am 2. Oktober im Hamburger Rathaus getan hat), daß Herr v. Hindenburg bisher jedenfalls sein Amt als Reichspräsident vorbildlich, mit strengster Gerechtigkeit und Unparteilichkeit, und ganz in Übereinstimmung mit der Verfassung, geführt hat. Es mag hier nur kurz in diesem Zusammenhang an zwei Tatsachen erinnert werden: einmal an die Entlassung des Generalobersten v. Seeckt, der sich (wie man auch sonst zu ihm sehen mag) unbedingt große Verdienste um die Beruhigung der innerpolitischen Verhältnisse im Jahre 1923 als Reichsminister erworben hat; man kann es hier ruhig aussprechen, daß diese Entlassung dem Herrn v. Hindenburg sehr teuer geworden ist; aber er hat sie vorgenommen, als Herr Dr. Geßler auf seiner Forderung bestand. Und ähnlich liegt es mit dem zweiten Fall. Als der Reichsminister Dr. Luther vom Reichstag wegen seines Flaggeneides ein Mißtrauensvotum bekam, hat der Reichspräsident nicht gezögert, das Amt des Reichsministers dem Herrn Dr. Marx anzuvertrauen, der aus seiner republikanischen Gesinnung noch nie-

mals ein Schritt gemacht hat, was dem Reichspräsidenten vor seinem Entschluß sehr wohl bekannt war. Wenn man streng gerecht ist, muß man unbedingt zugeben, daß Herr v. Hindenburg täglich das wahr macht, was er dem Präsidenten des Reichstags, dem Sozialdemokraten Loebe, bei Darbringung der Geburtsstagswünsche des Reichstages am 2. Oktober d. J. erklärte: nämlich, daß er seinen Eid auf die Verfassung hält. Es ist ja auch nicht unbekannt, daß namentlich in rechtsstehenden Kreisen nicht selten in privaten Gesprächen gerade die Präbidentenschaft des Herrn v. Hindenburg als der „letzte Nagel zum Sarge der Monarchie“ bezeichnet wird. Jedemfalls kann kein vornehm- und gerecht denkender Republikaner dem zweiten Reichspräsidenten auch nur die geringste Verfassungsverletzung vorwerfen.

Schließlich sagt man, das Reichsbanner habe die Beteiligung an der Spalierbildung abgelehnt, um seinerseits offene Streitigkeiten oder sogar Tätlichkeiten zwischen den rechtsgerichteten Verbänden und ihm — zumal bei dieser Gelegenheit — zu verhüten. Auch diese Begründung würde nicht durchschlagend sein. Zunächst ist festzustellen, daß schon einige Male in Deutschland das Reichsbanner und der Stahlhelm in den letzten Jahren an denselben Veranstaltungen teilgenommen haben, ohne daß es zu Streitigkeiten gekommen wäre. So hat j. B. im Sommer dieses Jahres bei dem Einzug des Reichspräsidenten in Dessau das Reichsbanner ganz friedlich beim Spalier neben dem Stahlhelm gehalten, ohne daß sich beide etwas angetan hätten; und es ist auch nicht unbekannt, daß die friedliche Zusammenkunft des Reichsbanners und des Stahlhelms in Dessau den Reichspräsidenten, entsprechend seiner dauernden Wahrung zur gegenseitigen Achtung der verschiedenen Anschauungen, besonders angenehm berührte. Im übrigen hätte das Reichsbanner die Sorge darum, Streitigkeiten und Tätlichkeiten zu verhüten, ganz ruhig der dazu eingesetzten Behörde, nämlich der Berliner Polizei, überlassen können. Der jetzige preussische Minister des Innern, Greßmann, und der jetzige Berliner Polizeipräsident, Zögner, haben verschiedentlich, zuletzt noch beim Stahlhelmtag, bewiesen, daß sie imstande sind, mit den ihnen zu Gebote stehenden Polizeikräften die Ruhe und Sicherheit der Reichshauptstadt zu gewährleisten.

Wenn also alle die angeführten möglichen Gründe, die allein in Betracht kommen (denn der der Öffentlichkeit bekanntgegebene Grund kommt ernsthaft nicht in Frage), wie dargelegt in ein Nichts zerfallen, so hat der überaus törichte Beschluß des Reichsbanners leider durchaus die Befürchtungen bestätigt, die man sofort bei seinem Bekanntwerden in Zentrumskreisen vielfach ausgesprochen hat: er hat in innenpolitischer und außenpolitischer Beziehung — um wenig zu sagen — höchst ungünstige Wirkungen gehabt und wird sie wohl noch lange haben. — Wie war denn das Bild des westlichen Berlins, und namentlich der Hauptstadt, am Hindenburgtag? Man sah, wenn man die Wahrheit sagen will, an den Häusern dort überwiegend schwarz-weiß-rote Fahnen, und bei dem Spalier keine einzige schwarz-rot-goldene! Das konnte durch das Reichsbanner verhindert werden! Und nach Ansicht der maßgebenden Zentrumsleute hätte das Reichsbanner dies schon wegen der Wirkung auf das Ausland verhindern müssen. Man lese j. B. nur nach, was hierüber in französischen Zeitungen — und zwar auch in ganz gemäßigten — geschrieben worden ist. Das Ausland kennt doch leider nicht die Seele des deutschen Volkes so genau, um aus Äußerlichkeiten keine Schlüsse zu ziehen. Das Ausland weiß nichts davon, daß j. B. von den vielen Handwerkern, die sich am Sonntag am Spalier beteiligten, die meisten weder von einem neuen Krieg noch von der Monarchie etwas wissen wollen. Das Ausland sah nur die alten Fahnen der vielen Vereine und Zünfte, die entsprechend der Gründung dieser Vereine vor 1914 selbstverständlich zum Teil die alten Reichsfarben zeigen. Das hätte sich das Reichsbanner bei seinen Beratungen über die Spalierbildung selbst sagen müssen; denn tatsächlich kann uns die Meinung des Auslandes über all diese Sachen ja nicht gleichgültig sein. Das Ausland schloß aus dem Mangel der einheitlichen Reichsfarben auf eine ganz falsche Bedeutung

der Kinderehrung im Stadion, Millionen von Deutschen und vielen Tausenden von Teilnehmern am Hindenburgspalier am 2. Oktober, sowie vielen Tausenden von Eltern der Kinder, die Hindenburg zuschubelten, war es und ist es ein Herzensbedürfnis, in Hindenburg nicht nur denjenigen Mann zu feiern, der sie vor der Russenflut bewahrte und einen der größten Siege der Weltgeschichte — nämlich den bei Tannenberg — erritt, sondern vor allem auch den Mann, der seit Jahren an erster Stelle mithilft, die Wunden zu heilen, die der Krieg geschlagen hat, und der ein seltenes Beispiel — nicht nur dem deutschen Volke — gibt, wie man sich selbst überwinden und bezwingen soll, um dem größeren Ganzen, der Volksgemeinschaft, in treuester Blickeerfüllung zu dienen. Das alles haben die Ausländer nicht, und sie hätten es sehen können, wenn das Reichsbanner seine Farben gezeigt hätte.

Eine ähnlich ungünstige Wirkung wird das Fernbleiben des Reichsbanners von der Hindenburgfeier in innenpolitischer Beziehung nach sich ziehen. Viele Tausende deutscher Volksgenossen, die in den Tagen vom 1. bis 3. Oktober aus den verschiedensten deutschen Gauen nach Berlin zusammengeströmt waren, haben von der Einstellung der Reichshauptstadt und ihrer Bewohner zu der neuen Reichsfahne — und damit auch zur neuen Staatsform — einen ganz falschen Begriff bekommen; und wenn diese Tausende in diesen Tagen in ihre Dörfer und Städte zurückgekehrt sind, so werden nicht wenige davon — ähnlich den Ausländern — ihren Heimatgenossen berichten, daß sie von der Republik und ihren Farben in Berlin nicht viel gesehen haben. Und diese Kunde wird sicher gar manchen bewegen, seine Ansicht zu dem neuen Staate einer Nachprüfung zu unterziehen, und es ist nicht ausgeschlossen, daß sich die Auswirkung davon hier und da bei den nächsten Wahlen zeigen wird.

Wie man also auch das Verhalten des Reichsbanners betrachtet, — es war ein politischer Fehler allerersten Ranges, es war aber auch, wie gezeigt, eine Ungerechtigkeit gegenüber der verehrten Person des Reichspräsidenten, dessen schöne Dankesrede an das Reichskabinett vom vorigen Sonntag dem Reichsbanner hoffentlich eine Mahnung sein wird — wie uns allen —, immer wieder die Verbindung zu dem politischen Gegner auf dem Boden gemeinsamer Vaterlandsliebe zu suchen. Mag sein, daß die Konservativen und die deutschnationalen dem hochverdienten Reichspräsidenten Ebert sehr oft nicht die Ehre und Achtung geben, die ihm gebührt; das Reichsbanner hätte jedenfalls seinen Beschluß fassen dürfen, der zunächst auf den dritten Unbeteiligten den Eindruck machen mußte, als ob hier dafür an der Person des zweiten Reichspräsidenten Vergeltung geübt werden sollte; denn ebenso wie in allen Kulturländern das Vaterland über die Partei geht, so wird auch bei allen Nationen der Person des Staatsoberhauptes von allen staatsbejahenden Parteien die gleiche Ehrerbietung und Rücksicht gezollt. Das Reichsbanner mag es sich selbst überlegen, ob seine Handlungsweise dem Reichspräsidenten v. Hindenburg gegenüber diesem Grundsatze entsprochen hat.

Das Zentrum aber muß verlangen, daß das Reichsbanner, wenn es eine überparteiliche Organisation sein will, künftig andere Wege geht, die dem Staatswohl mehr entsprechen als das Verhalten des Reichsbanners am Hindenburgtag!

**Lebensgefährliche Schießübungen im befestigten Gewehr.** Aus dem von der französischen Besatzung benutzten Truppenübungsplatz Gränenberg bei Trier ist am Samstag, dem 24. September, von einer französischen Truppenabteilung mit fleißigen Granaten Schießübungen veranstaltet worden. Dabei überfiel ein Teil der Granaten die Weindomäne Avelsbach und schlug innerhalb der Domäne u. a. in unmittelbarer Nähe einer dort tätigen Abteilung von Domänenarbeitern ein. Die Sprengstücke fielen bis dicht an die Arbeiter heran. Nur einem ganz besonderen Glückzufall ist es zu verdanken, daß dieser Schießerei keine Menschenleben zum Opfer gefallen sind, zumal da die Granaten über zwei zur Domäne gehörende und bewohnte Baracken hinweggegangen sind und auch die Schule der Kolonie Avelsbach nur wenig außerhalb der Schießlinie liegt. Der Vorfall hat in der Bevölkerung mit Recht größte Beunruhigung hervorgerufen. Man empfindet es als unverantwortlich, daß in friedlichen Gegenden ohne Antikriegs- und Sicherungsmaßnahmen derartige lebensgefährliche Schießübungen abgehalten werden.

## Der einsame Berg.

Roman von  
Josef Wucherhoffer.

(28. Fortsetzung.)

Ein wenig Sonne scheint doch ins einsame Romperloch. Wenn auch die Felswände senkrecht in den Himmel steigen und alles Licht fesseln möchten.

Am gleichen Abend ist in Romp eine große Heß los. Beim Weizen hält der Pfeifler die Burschen fest. Zuerst wird Bier getrunken, dann Wein. Auf einen Zehner mehr oder weniger kommt's dem Pfeifler nicht an. Die Hauptlast ist ihm, daß eine Heß ist. Er selbst hat schon ziemlich hoch geladen und schreit: „Sub'n, wenn auch der Falschling schon vorbei ist, heut tun wir wieder Falschling halten. Zieht's Euch eine grüne Hosen an und ein rotes Jaderl und auf den Strohhut eine Godelleber und die Instrumenten halt's auch, die was ein jeder blasen tut bei der Musik. Heut müssen wir noch zum Rumpelschmied. Dem müssen wir ein Konzert machen, an dem er seine Freude haben soll, er und die wässrige Regina.“

„Hallo!“ ist der Chor der Burschen begeistert. „Do müssen wir uns ja gleich zusammenrichten!“

Während die Burschen hinausstürmen, blieb der Pfeifler allein zurück. Der Weizen-Wirt nähert sich ihm und klopf ihm vertraulich auf die Schulter. „Ein Nordostert bist doch, Pfeifler.“ lobt er. „Halt schon wieder was gegen den Pfannenschmied. Zuerst macht ihm die jungen Burschen alle abwendig und jetzt macht ihm gar ein Konzert. Verdienen tut er's eh, der Mensch, der schlechte.“

„Ja, ja“, macht es der Pfeifler mit einem breiten Grinsen. „Wenn ich einmal was anpack, dann muß es auch klappen.“

Nach und nach kommen die Burschen wieder zurück. Es ist der reinste Masenzug, der nun beieinander ist. Und Musikinstrumente haben sie: Fiedle, Klarinette, ein paar Trompeten und einer sogar die große Trommel und Zillmellen.

Kaum sind alle beisammen, so nimmt die Musikprobe ihren Anfang. Ein Heidenlärm ist los. Jeder bläst aus Leibesträften in sein Instrument. Die große Trommel brummt und die Zillmellen klackeln. Der betrunkenen Pfeifler schwimmt in der Rechten eine Gitarre, in der Linken einen Besen. „Auf Mäander!“ brüllt er. „Hernach gibt's wieder Bier und Wein.“

Es ist bereits halb zehn Uhr abends. Der Mond leuchtet über den Himmel und beleuchtet der bezechten Bande den Weg ins Romperloch. Sie hören erst auf, zu lärmern und zu schreien, wie sie der Pfannenschmied schon nahe sind. Vor der Haustüre stellen sie sich im Halbkreis auf. Es sind ihrer ein Dutzend halbwegsiger Burschen. Grad der Pfeifler ist älter. Alle reden in phantastischen Kläubern und die Truppe nimmt sich im Mondlicht seltsam genug aus. Der Pfeifler hat die erste Nummer des Konzertes zu erledigen. Er zapft an seiner Gitarre herum und singt ein Spottlied auf den Pfannenschmied, das er selbst in einer alkoholbegehrten Stunde gedichtet. Die Burschen hören das Lied zum erstenmal und haben Mühe, das laute Lachen zurückzudrücken. Der Pfeifler aber singt mit einer kräftigen, unsicheren Stimme ein Spottlied.

Wie er damit zu Ende ist, folgt das brüllende Lachen der Burschen. Der Gesang hat ihnen ausnehmend gut gefallen. Im ersten Stock des Hauses aber geht ein Fenster auf. Nun fangen die Burschen aus Leibesträften zu blasen an. Die Zillmellen machen ein Getöse, daß es von den Felswänden widerhallt. Dann ein Ruf: „Rumpelschmied, komm herans!“

Die Tür geht auf und der Pfannenschmied steht wirklich vor der betrunkenen Meute. Für den ersten Augenblick sind sie alle verblüfft, daß er den Mut aufbringt und zu ihnen kommt.

Der Pfannenschmied aber fängt mit erster, harter Stimme zu reden an: „Ich will Euch nicht ärmern, daß Ihr mir diesen Schimpf angetan. Doch wenn Ihr glaubt mich ärmern zu können, so lirt Ihr Euch sehr. Eurer Sache erweist Ihr einen schlechten Dienst. Denn über Euer besoffenes Konzert werden die Leute nur die Köpfe schütteln. Schämten ist's mich, mit solch gemeinen Mitteln zu arbeiten.“

Sie lassen ihn nicht austreden. Schreiend und lachend umringen sie ihn. Einer legt ihm die Trompete ans Ohr und bläst ans Leibesträften hinein. Nun bricht dem Pfannenschmied doch die Geduld. Er reißt dem Burschen die Trompete aus der Hand und schleudert sie in großem Bogen in den Bach. Auf dies hin können sich gleich ein paar an den großen Leib des Pfannenschmiedes und suchen ihn zu Boden zu bringen. Eine Kauferei ist bald im Gange. Der Pfannenschmied weiß sich keine rechten Köpfe frei zu halten. Und die schlägt er ihnen an die Nase, daß das Blut daraus herausspringt. Und plötzlich sieht er ein langes Stichelmesser. Der Pfannenschmied steht im Wank und blüht und da kommt ihm die helle Wut. Dem Burschen, der das Messer hat, gibt er mit der Faust eins auf die Stirn, daß er taumelnd zu Boden schlägt. Den Aufbrüchling aber aber die grobgeagelten Bergschuhe in den Leib, daß sie röhrend zurückweichen. Er kann sich wirklich nicht anders helfen. Der Pfeifler hat sich schon früher aus dem Staub gemacht. Denn er kennt den Pfannenschmied.

Blutend, röhrend und fluchend müssen sie abziehen. Der Pfannenschmied steht eine Weile still, halt tief Atem und geht dann ins Haus zurück.

Die Regina kommt ihm mit einem Licht in der Hand entgegen. „Mein Gott!“ sagt sie. „Wie schaut denn du aus! Du bist ja voll Blut.“

Er betrachtet seine Hände und seine Kleider. Es schaut aus, wie wenn er selbst schwer verwundet wäre. Von seinem Rock ist ein Stück herausgerissen. „Tu nicht jammer!“ befiehlt er barsch, „und bring' mir eine Schüssel mit Wasser.“

Wortlos gehorcht die Regina. Aber die Anie zittern ihr, da sie die Stiege hinuntersteigt und in ihrer Seele ist ein großes Bangen und Furchen. Wie sie mit dem Wasser zurückkommt, steht sie, daß der Mann mit dem Roggenweiz hantiert. Die Regina sagt kein Wort. Aber ihr Gesicht, das immer frisch und rot gewesen, wird bleich und fahl.

Der Pfannenschmied wäscht sich das Blut von Gesicht und Händen und legt sich wieder schlafen. Reden sich hat er das Gewehr liegen.

(Fortsetzung folgt.)